

Deutsche Post

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.

Preis der Einzelnummer sechs Pfennig. — Zu beziehen durch die Austräger und Straßenverkäufer. — Bei Postbezug nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 93 Pfg. Anzeigenpreis: Die achte Spaltenreizeile 30 Pfg.

Herausgegeben von
den Lodzer Deutschen.

Schriftleiter: Adolf Stähler, Lodz, Evangelische Straße 5
Sprechstunde wochentags von 11—12 Uhr.

Zeitungsverlag: Petrikauerstraße Nr. 85.

Anzeigenannahme: Evangelische Straße Nr. 5.

Nr. 16.

Sonntag, den 10. Oktober 1915.

1. Jahrgang.

Neue Schulfragen.

—I. Wenn im folgenden wir wieder Schulfragen berühren, so veranlassen uns dazu Bestrebungen, aus zwei Mittelschulen polnische Schulen zu machen, und zwar aus der 2. Kommerzschnule und aus dem Braunschischen Gymnasium.

In beiden Schulen wurde bis zum Kriegsbeginn der Hauptunterricht in russischer Sprache erteilt; in beiden Schulen wurde bei der vor einigen Wochen erfolgten Wiederaufnahme des Unterrichts in den Vorbereitungs- und untersten Klassen die polnische Sprache als Hauptunterrichtssprache eingeführt, in den oberen Klassen die russische Unterrichtssprache beibehalten. Für die Beibehaltung des russischen Unterrichts wurden pädagogische Rücksichten geltend gemacht. Ließe sich das verstehen, unmöglich zu verstehen ist es, warum die Kinder in den Vorbereitungs- und untersten Klassen den Hauptunterricht in polnischer Sprache erhalten sollen. Denn die Kinder der beiden genannten Schulen sind zum überwiegenden Teil deutscher und jüdischer Abkunft, für welche die neue Schulordnung ausdrücklich die deutsche Sprache als Unterrichtssprache bestimmt.

In der 2. Kommerzschnule besteht die Schülerzahl aus ungefähr 30 Prozent Kindern deutscher Eltern, aus etwa 53 Prozent Kindern jüdischer Eltern und aus nur ungefähr 17 Prozent Kindern polnischer Eltern. — Das Braunschische Gymnasium besuchen ungefähr 33 Prozent Kinder deutscher Eltern, ungefähr 40 Prozent Kinder jüdischer Eltern und nur etwa 27 Prozent Kinder polnischer und russischer Eltern.

Diese beiden Schulen können also unmöglich als polnische Schulen angesprochen oder zu solchen gemacht werden.

Wenn wir bei Schulbeginn nicht dieses Thema berühren, so geschah es, weil wir zur Entscheidung der oberen Schulbehörde volles Vertrauen hatten. Darin sind wir auch nicht getäuscht.

Für die 2. Kommerzschnule ist die Entscheidung gefallen. In ihr soll in den Vorbereitungs- und untersten Klassen der Hauptunterricht in deutscher Sprache erteilt werden, in den Klassen (1.—7.) darf vorläufig die russische Unterrichtssprache beibehalten werden. Das ist ein weites Entgegenkommen, das in der Uebergangszeit für die Schule und Schüler eine Erleichterung bedeutet.

Wie wir nun aus ganz zuverlässiger Quelle erfahren, sind einige Herren des Vormundschaftsrates der 2. Kommerzschnule dabei, Schritte zu unternehmen, um die Verfügung der Schulbehörde rückgängig oder wirkungslos zu machen. Ihnen ist nicht so sehr an der Beibehaltung der russischen Unterrichtssprache in den oberen Klassen als an der Polonisierung der Schule gelegen.

Wir haben zur Schulbehörde das Vertrauen, daß sie auf ihrer gerechten, dem Geist der neuen Schulordnung entsprechenden Entscheidung beharrt. Man braucht sich ja nur das oben angeführte Schülerverhältnis vor Augen zu halten, braucht nur daran zu denken, daß die 2. Kommerzschnule eine deutsche Gründung ist und auch unter der russischen Verwaltung als eine halbdeutsche Lehranstalt betrachtet wurde, und man kann gar nicht im Zweifel darüber sein, auf welcher Seite das Recht liegt!

Im Anschluß daran ist noch zu erwähnen, daß zur Feststellung der „Nationalität“ der Schüler Fragebogen ausgegeben worden sind. Es ist ungefähr das gleiche eingetreten wie damals bei der Ausfüllung der Hauslisten: die Eltern und damit natürlich auch die Schüler wissen nicht, welcher „Nation“ sie angehören. Man erzählt uns, daß ein Schüler als „Hiesiger“ eingetragen ist, ein anderer, der russisch, polnisch und deutsch spricht als Engländer, andere mit deutschem Namen, evangelischem Glauben und deutscher Muttersprache als russische Staatsangehörige, jüdische Kinder wiederum als Polen. Damals nach der unsachgemäßen Ausfüllung der Hauslisten schrieben wir folgendes:

„Wir sind überzeugt davon, daß, wenn anstelle der Rubrikbezeichnung „Welche Nation?“ gestanden hätte „Welche Muttersprache?“, viele deutsche Bewohner unserer Stadt nicht im Zweifel gewesen wären, welche Angabe sie machen sollen. Sie hätten eben wahrheitsgemäß: die deutsche, geschrieben und wären damit der Antwort auf die Frage nach der Nationalität, die viele mit der Staatsangehörigkeit verwechseln, überhoben gewesen.“

Das trifft auch in diesem Falle zu. Wir stehen nicht an, darauf hinzuweisen, daß diese Schülerlisten Material sind, das erst durch eine strenge Nachprüfung der gemachten Angaben einigermaßen statistischen Wert bekommen kann.

Zur Frage der Beschaffung von Arbeitsgelegenheit für die Arbeitslosen in Lodz und Umgegend.

Eine richtige Beurteilung der in der letzten Nummer der „Deutschen Post“ angeführten Frage ist nur an der Hand folgender Erwägungen und Angaben möglich.

Arbeitsmangel und Arbeitsnot wiederholen sich, wie die Erfahrung lehrt, in der polnischen Metropole der Großindustrie in bestimmten, fast regelmäßig wiederkehrenden Zeitabschnitten. Als eine stets wiederkehrende Erscheinung kann man die Arbeitsnot hier eine chronische, als eine Erscheinung, die unter Umständen scharfe Formen annimmt, eine akute Krankheit der Großindustrie nennen.

Im Laufe der letzten 17 Jahre ist die gegenwärtige Arbeitsnot die dritte, in Bezug auf ihren Umfang und ihre Dauer die größte, und in ihren Folgen für Arbeitsgeber und Arbeitnehmer die schwerste und verlustreichste. Sie hat bereits die denkbar schärfste Gestalt angenommen und muß deshalb zu den akuten Krankheiten der Großindustrie in Lodz gezählt werden. Ihre Ursache ist der Weltkrieg, sie kann deshalb ganz und vollkommen nur dann überwunden werden, wenn die Veranlassung dazu abgetan, der Völkerruf der Welt zurückgegeben wird.

Aber gemildert und teilweise überwunden werden kann und muß sie durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit für die Arbeitslosen, sei es durch die Gesellschaft oder die Gemeinde oder den Staat.

Die überflüssig gewordenen Arbeitskräfte an einem Orte müssen nach einem andern, an dem Mangel an Arbeitskräften herrscht, übertragen werden. Dadurch wird in dem Staatsorganismus Verlust und Gewinn einigermaßen ausgeglichen. Der Verlust, welchen der Staat und der Bürger an einem Orte erleiden, wird ersetzt durch direkten Gewinn, der dem Staat und den Bürgern an einem andern Orte zufällt, oder auch indirekt dadurch, daß eine andere Ortschaft vor einem Verlust, der ihr durch mangelnde Arbeitskräfte droht, bewahrt wird.

In Wirklichkeit haben denn auch viele Hunderte von Arbeitslosen außerhalb unserer Stadt, dem größten Herde der Arbeitsnot, Arbeitsgelegenheit in Polen und viele Tausende eine solche in Deutschland gefunden. Genaue Zahlen können in Bezug auf die Ersten von dem Arbeitsbureau der Arbeitergenossenschaft und in Bezug auf die Zweiten von dem Arbeitsnachweissbureau, welches die Arbeitslosen mit Arbeit in Deutschland versorgt, bezogen werden.

Welchen Berufs- und Beschäftigungsarten gehören die aus Lodz ausgewanderten Arbeiter an? Sie setzen sich größtenteils zusammen aus Schlossern, Schmieden, Tischlern, Formern, Eisengießern und Eisendrehern, Webern, überhaupt aus Industrie- und solchen Fabrikarbeitern, die notgedrungen wieder Land- und überhaupt Schwarzarbeiter werden. Die Mehrzahl besteht aus Familienvätern und jungen Männern bis zum Knabenalter herab. Auch die Zahl der Frauen und besonders der jungen Mädchen ist

unter den Ausgewanderten eine recht bedeutende. Die Umwandlungsarbeiten sind fast durchgehends die leistungsfähigeren, kräftigeren, unternehmenderen und überhaupt geistig und physisch besser veranlagten Elemente.

Zurückgeblieben sind die minderwertigeren und auch die besten Elemente; diese letzteren, die um keinen Preis, auch nicht durch die drückende Not, bewegt werden können, die heimatische Scholle mit der Fremde zu vertauschen.

Sind diese Vorgänge auch unter dem Gesichtspunkt der Arbeitsnot als unumgänglich notwendig zu betrachten, so können sie doch im Endergebnis als für die heimatische Industrie sich als höchst nachteilig erweisen. Es werden, wenn wieder gesunde Verhältnisse eintreten, Jahre vergehen, ehe unserer Industrie wieder ein verständnisvoller und tüchtiger Arbeiterstand erwachsen wird — wenn die Abgewanderten fern bleiben.

Wie hoch kann nun die Zahl der aus Lodz ausgeschiedenen Arbeitslosen geschätzt werden nach den Anhaltspunkten, die man den wöchentlichen Unterstützungslisten des aufgelösten Bürgerkomitees zur Unterstützung der Notleidenden und der an seine Stelle getretenen Armendeputation entnimmt? — Die höchste Zahl der von dem zuerst genannten Komitee unterstützten betrug in den letzten Wochen etwa 65 000 Familien, d. h. 230 000 Erwachsene und Kinder. Die gegenwärtige Zahl der Unterstützten in der Woche vom 26. September bis zum 2. Oktober d. Js. beträgt 41 185 Familien, also 148 038 Erwachsene und Kinder. Wir gewinnen somit die Zahl von etwa 24 000 von dem ehemaligen Bürgerkomitee unterstützten Arbeitern, die inzwischen Arbeit gefunden haben, zum Teil wohl in Lodz, zum größeren Teil außerhalb.

Welche Summe hat das erstgenannte Bürgerkomitee zur Unterstützung der Notleidenden bis zu seiner Auflösung, und welche die Armendeputation bei dem Lodzer Magistrat zum Unterhalt der Arbeitslosen verausgabt? — Das genannte Komitee hat 2 673 807 Rbl. an direkten Unterstützungsgeldern, Darlehen und Krankenpflegegeldern, und die Armendeputation für gleiche Zwecke 486 563 Rbl. verausgabt. Die Unterstützung der Arbeitslosen hat also im Laufe von 14 Monaten ein Kapital von 3 160 370 Rubel verschlungen.

Man nennt diese Summe ein unproduktives Kapital und weg-geworfenes Geld. Das Urteil ist einseitig und ungerichtet. Das Kapital hat die menschliche Arbeitskraft der Industrie und dem Lande erhalten. Hätte man sich geschaut, dieses Kapital für den genannten Zweck auszugeben, so wären die menschlichen Körper, Spindel und die verschiedenen menschlichen Teile und lebendigen Kräfte an der Maschine der Großindustrie verrottet und in sich zusammengebrochen. Nicht übersehen darf man auch, daß diese Ausgabe aus

Gründen der Menschheits- und Nächstenliebe von einem Kulturstaat und einer Kulturstadt nicht unterlassen werden durfte. Anders wird allerdings das Urteil ausfallen, wenn man die Frage so stellt: Welche Dauerstiftungen hätte man mit Hilfe eines Kapitals von drei Millionen ins Leben rufen können, wenn die Metropole der Großindustrie mit langer weitreichender Hand rechtzeitig eine solche Organisation vorbereitet hätte? Diese hätte den chronischen Krankheitserscheinungen auf dem Gebiet der Großindustrie ganz, den akuten teilweise vorbeugen können. Die Lösbarkeit haben jedesmal, wenn ein Brand, eine Arbeitskrise ausgebrochen war, Männer getan, die notgedrungen, aus Gründen der Menschheitsliebe in den Riß getreten sind.

Bemerkte sei noch, daß Schreiber dieser Zeilen zusammen mit dem vor einigen Jahren aufgelösten zweiten Bürgerkomitee eine Ersparnis von 20 000 Rbl. zurückgelegt und bestimmt hatte, durch weitere Sammlungen eine große, ständige Arbeitsgelegenheit nach dem Muster der ausländischen Arbeiterkolonien zu schaffen. Auch diese Summe hat die gegenwärtige Arbeitsnot leider verschlungen.

Zweck und Ziel der Beschaffung von mehr Arbeitsgelegenheit bestehen in folgendem:

1. Den Arbeitslosen muß Gelegenheit und Möglichkeit geboten werden, das Brot selbst zu verdienen; die Verausgabung von Kapitalien in der bisherigen unproduktiven Weise in der Form von Geldunterstützungen muß bis auf ein Minimum herabgesetzt werden; die Unterstützung an Arbeitsfähige darf grundsätzlich nur in der Form von Arbeit geschehen;
2. der Ueberschuß von Arbeitskräften in dem eigentlichen Notlande von Lodz und Umgegend muß denjenigen Gebieten unseres Landes zugute kommen, die durch die Kriegereignisse, unter welchen anfänglich die evangelische Bewohnerchaft besonders schwer, und im späteren Verlauf die gesamte Bevölkerung gelitten hat und ganz oder doch zum Teil entvölkert worden sind. — Ein Teil der Kartoffelernte ist noch nicht geborgen und kann durch Arbeit noch bis Anfang Dezember gerettet werden. — Dazu gehören die Ländereien in den Festungsgebieten, weite Strecken bei Plock, Przasnysz, Gomza, Ostrolenka, Radom, Lublin, Cholim, Grombieszow, Wlodawa, Mariampol, Suwalki usw., kurz die Gegenden auf und an der großen Heerstraße, wo die blutigen Schlachten stattgefunden haben.
3. Die Arbeitsbeschaffung muß nicht in letzter Linie eine erzählerische Aufgabe an den Arbeitslosen verfolgen, sie muß diese dem Müßiggange entreißen, ihre Kräfte durch Arbeit stärken, den Sinn für Selbsthilfe in ihnen wecken und sie auf dem abschüssigen Wege zur Gewohnheitsbettelei nicht versumpfen lassen.

Praktische Winke über die Art und Weise der Beschaffung von Arbeitsgelegenheit.

I. In dem eigentlichen Herde der Arbeitslosigkeit, also in Lodz und Umgegend. Hier muß an das Vorgefundene und Erprobte angeknüpft und dieses weiter gefördert werden. Im Vordergrund stehen die sogenannten Kartoffelbeete, die von den in Lodz zurückgebliebenen Familien der Arbeitslosen bestellt werden können und auch schon bestellt worden sind. Jedes Kartoffelbeet umfaßt einen Flächeninhalt von 30 Quadratruten (1 Rute gleich 7 polnischen Ellen). Die Beete wurden im Frühjahr nicht verschont, sondern an die Arbeitslosen verpachtet für 1/2, 1 und 1 1/2 Kop. pro Rute, je nach der Güte des Acker und der Entfernung von Lodz. Jeder Pächter bekam von dem Bürgerkomitee außerdem 120 polnische Pfund Kartoffeln und etwas Gemüsesamen zum Anpflanzen. Solche Beete sind 5000 verpachtet worden. Der Ertrag ist je nach Güte des Acker und je nach seiner Bestellung und Pflege ein verschiedener, durchschnittlich jedoch ein guter zu nennen. Die Aufseher, welche auch jetzt noch während der Kartoffelernte den Sicherheitsdienst tun, geben an, daß der Durchschnittsertrag 5 Korzec pro Kartoffelbeet ausmache; es ist somit ein gewöhnlicher Ertrag zu verzeichnen. Fünf Korzec Kartoffeln haben im Haushalt des Arbeiters und 25 000 Korzec (von 5000 Beeten) im Haushalt unserer Stadt unzweifelhaft einen nicht geringen Wert.

Leider konnten der Kürze der Zeit wegen nicht alle öde liegenden städtischen Plätze und nicht alle unbestellten Ländereien in Chojny, Koscice, Sikawa, Bruz usw. in Bearbeitung genommen werden. Es müßte eine Neuverteilung der Kartoffelbeete schon im Herbst und zwar sofort geschehen und gleichzeitig nach noch öde liegenden Plätzen in der Stadt und nach Dedländernaheherhalb der Stadt Nachforschungen angestellt werden. Die Zahl der Beete wird auf diese Weise sich bedeutend vermehren und ihr Ertrag im nächsten Jahre bedeutend besser ausfallen, weil die Pächter genügend Zeit zur Bestellung und zum Düngen ihrer Beete haben werden.

II. Dedländer sind in größerer oder geringerer Entfernung von Lodz in kurzer Zeit durch die furchtbaren Kriegereignisse geschaffen worden. In großem Umfang liegen bisher in Kultur stehende Länder gegenwärtig unbestellt, weil entvölkert, da. Die zurückgebliebene an Zahl sehr unbedeutende Ortsbevölkerung reicht nicht aus, dieses traurige Erbe zu überwachen, zu erhalten und fruchtbringend zu verwalten. Die noch vielfach bestehenden Gehöfte und Gebäude werden, sich selbst überlassen, unter dem Einfluß des Witterungswechsels und des Treibens des Raubgefirdels schnell dem völligen Zerfall entgegengehen.

Werden diese Acker zum Winter und besonders im Frühjahr nicht bestellt, so bedeutet das für das Land und für die abwesenden Eigentümer einen ungeheuren Verlust. Diese könnten zu einer Zeit heimkehren, in welcher der vorgekürzte Frühling eine Bestellung des Ackers nicht mehr gestattet. Es würde dann ein ganzer Jahresertrag verloren gehen. Hier findet der Ackerbesitzer an Arbeitskräften bei uns, männlichen und weiblichen, Kinder nicht ausgeschlossen, eine reichliche und richtige Verwendung.

Aber nur eine gut durchdachte und zielbewußt arbeitende, die obengenannten Gebiete umfassende Organisation kann wirkliche Abhilfe schaffen. Der Segen derselben würde in gleicher Weise jenen Oedländern und unseren Arbeitslosen zugute kommen.

Diese Organisation müßte folgende Form annehmen:

Jede Volksgemeinschaft (Komplex von einer bestimmten Zahl von Dörfern) müßte ein Wirtschaftskuratorium bilden. Dieses müßte aus dem Doit, Gutsbesitzern und Geistlichen der verschiedenen Konfessionen bestehen, weil die Bevölkerung in konfessioneller Beziehung durchgehend bergewirkt wehnt.

Die Pflichten und Aufgaben der Kuratorien wären folgende: 1. Überwachung der noch bestehenden Gehöfte und Acker, 2. ihre Instandhaltung, 3. ihre Bestellung, 4. ihre Verpachtung, 5. Sicherung der Einnahmen daraus zugunsten der rechtmäßigen Eigentümer, 6. Besiedelung dieser Oedländer durch Arbeiter und Arbeiterfamilien auf Grund von Kontrakten, welche die Rechte und Pflichten, die Zeit der Pacht, genau bestimmen, 7. die Verpflegung dieser Arbeiter.

Die Kosten der Verpflegung und die Quantität der zur Verpflegung erforderlichen Nahrungsmittel können als bekannt vorausgesetzt werden. Diese letzteren lassen sich in vielen Gegenden noch an Ort und Stelle aufreiben; ist das nicht möglich, so müssen sie bezogen werden. Kosten und Mühewaltung dürfen angesichts der Wichtigkeit der Sache nicht gescheut werden, zumal die Zahl der für eine bestimmte Zeit in einer Ortschaft angehörenden Arbeiter gar nicht so bedeutend sein wird, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Ein Betriebsjahr wird den vollen Ertrag der Ausgaben decken. Die Kuratorien müßten, so weit möglich, nach einheitlichen Grundsätzen arbeiten; gleichzeitig müßte ihnen aber doch eine freie, die Ortsverhältnisse berücksichtigende Bewegung gestattet werden. Die Wirtschaftskuratorien sind einem Kreisuratorium unterstellt und verantwortlich, und die Kreisuratorien wieder einer höheren Instanz.

Nebenbei sei bemerkt, daß in einer entvölkerten Gemeinde der Ortsgeistliche die Initiative in diesem Sinne ergreifen hat, die Weisen und Obitgärten der Flüchtlinge verpachtet und dafür in wenigen Wochen die Summe von etwa 8000 Rbl. erzielt hat, die er zugunsten der Abwesenden in einer Bank deponiert hat.

Diese Auseinandersetzungen über die brennende Frage der Beschaffung von Arbeit für Arbeitslose übergebe ich der Öffentlichkeit, um einen Meinungs-austausch zu veranlassen. Die größte Eile ist sowohl in Bezug auf die Arbeitslosen in Lodz und Umgegend als auch in Bezug auf die genannten Oedländer erforderlich.

Pastor R. Gundlach.

Nachwort der Schriftleitung. Als wir die von der Liebe zur Sache und der Sorge um die unsere Stadt drückende Not der Arbeiter getragenen Ausführungen des Herrn Konfistorialrats Gundlach lasen, wurde es uns klar, daß die Vorschläge hinsichtlich der Nachbarmachung der brachliegenden Arbeitskräfte in Lodz für die brachliegenden Felder unseres Gebietes eine sofortige Verwirklichung erheischen, wenn wir nicht den Vorwurf der versäumten Gelegenheit auf uns laden wollen. Wir setzten uns mit den Herren Konfistorialrat Gundlach und stellvert. Bürgermeister, Manufakturrat Leonhardt in Verbindung, und beide Herren erklärten sich bereit, zu einer Beratung über die so wichtige Frage der Arbeitbeschaffung für unser, der Demoralisation entgegenstehende Arbeiterbevölkerung einzuladen. Nicht nur diejenigen, die Vorschläge zu machen haben, auch alle, die sich an der Besprechung der vorgeschlagenen Wege beteiligen wollen, werden gebeten am Dienstag, den 12. Oktober um 9 Uhr früh in das Lokal des Technikervereins, Promenade 25, zu kommen.

Erfreuliches vom Deutschtum in Pabianice.

Reinlich wie in Lodz war auch in dem früheren Pabianice die Ober- und Mittelschicht der Gesellschaft deutsch. Erst der industrielle Aufschwung der Stadt und der Zustrom polnischer Angestellter und Arbeiter führten zur Bildung einer polnischen Gesellschaft. Der Deutschtum wurde immer mehr zurückgedrängt, das Deutschtum sank zur Einflößigkeit herab. Es kam soweit, daß im Juni d. J. in einer Bürgerversammlung, die sich zur Hälfte aus Deutschen zusammensetzte und in der über die Garantierung für eine städtische Anleihe gesprochen wurde, der Gebrauch der deutschen Sprache verboten wurde. Und noch vor einigen Wochen mußte man den deutschen Stadterordneten zu der Zusammensetzung einer Schuldeputation ausstimmen, in der neben neun Polen ein deutsches Mitglied vertreten war.

Nun regt sich auch in Pabianice das Deutschtum. Der nachfolgende Bericht aus Pabianice läßt uns eine bessere Zukunft erhoffen.

Die Schriftleitung.

Am Sonntag, den 3. d. Mis., um 11 Uhr vormittags, versammelten sich in den Räumen des Männergesangsvereins zu Pabianice 60 deutsche Männer, um die Lage der Deutschen in Pabianice zu erwägen und über zu ergreifende Maßnahmen zur Kräftigung des Deutschtums zu beraten. Herr Reinhold Hegenbart hieß die Anwesenden herzlich willkommen und erklärte den Zweck der Zusammenkunft. Er führte aus, daß es angesichts des geschlossenen Vorgehens der anderssprachigen Bevölkerungsschichten unbedingt notwendig sei, daß auch die hiesigen Deutschen sich in einem Verein zusammenschließen. Dieser Verein sollte keineswegs Angriffszwecken dienen, er soll nur die Rechte der Deutschen, von Deutschen mit Blut und Eisen teuer erkauft, verteidigen. Nachdem Herr Hegenbart seine Rede beendet hatte, wurde Herr Farrer Baermann, der als Gast erschienen war, gebeten, sich zu dieser Frage zu äußern. Er erklärte, daß in der deutschen Ostmark, unter ähnlichen Verhältnissen wie hier, derartige Bestrebungen sehr schöne Erfolge erzielt hätten. Auch hier habe er allerlei Ansätze gesehen, aber leider nur Anfänge. Es gelte, mit Ausdauer und Fähigkeit die Sache zu betreiben und mutig die Schwierigkeiten zu bekämpfen, die sich zweifellos auch hier einstellen werden. Nichts sei in solchen Fällen leichter als der Anfang und nichts schwieriger als den Eifer dauernd wach zu halten. Man wisse zwar noch nicht, wie sich die politischen Verhältnisse hierzulande gestalten werden, es handle sich hier aber auch nicht um einen Verein, der Politik treiben, sondern um einen solchen, der politischen Bestrebungen dienen soll. Jeder Mensch habe das Recht und die heilige Pflicht, sein Volkstum zu wahren und gegen Angriffe zu verteidigen; der Deutsche, der Russe, der Pole, der Jude. Und unabhängig davon, in welchem Lande er lebt. Die hiesigen Deutschen müßten sich ja in acht nehmen, daß die große und schöne, aber auch bitterste Zeit, die in Deutschland ein solch herrliches großes Volk gesehen hat, nicht hier bei uns ein kleines und schwaches Geschlecht vorfinde. — Herr Adolf Eichler aus Kaveron, der gleichfalls als Gast erschienen war, führte mehrere Fälle aus der jüngsten Vergangenheit an, um darzulegen, daß die anderen Völkerschaften auch jetzt noch, unter deutschem Regiment, versuchen, ihren Willen den Deutschen aufzuzwingen und sie in einen stillen Winkel zu drängen. Er sagte, daß die Deutschen nur dann, wenn sie einig seien und geschlossen vorgehen, bei den deutschen Behörden Gehör und bei den anderen Völkerschaften Achtung finden würden.

Es wurde nun die Frage aufgeworfen, welche Ziele sich der neue Verein zu stellen habe. Nach Ansicht aller Anwesenden soll er ein Sammelbecken für alle anderen deutschen Vereine, für alle deutschpölitischen Bestrebungen werden. Demgemäß soll er:

1. die Mitglieder wirtschaftlich fördern, etwa durch gemeinsame Wareneinkäufe, durch Errichtung von Sparkassen usw. (Hier erklärte sich Herr Eichler bereit, zwischen dem zu gründenden Verein und der „Deutschen Selbsthilfe“ in Lodz zu vermitteln),
2. für Verbreitung deutschen Schulwesens und deutscher Bildung sorgen durch Einrichtung von Fortbildungskursen, Betanstat-

tung von wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Vorträgen, Theateraufführungen usw.

3. arme Mitglieder mit Rat und Tat unterstützen,
4. die Geselligkeit pflegen.

Darauf wurden 17 Personen gewählt, die die Aufgabe haben, weitere deutsche Bevölkerungskreise für diese Sache zu gewinnen. Fünf von den Siebzehn wurden beauftragt, mit Herrn Farrer Baermann, der sich freundlichst bereit erklärte, seine langjährigen Erfahrungen in Vereinsangelegenheiten zur Verfügung zu stellen, die Satzungen des Vereins auszuarbeiten. Diese Satzungen sollen in einer Versammlung, die am 17. d. Mis., punkt 4 Uhr nachmittags, im Turnsaal zu Pabianice, Lange Straße, stattfinden wird, vor die Öffentlichkeit gebracht werden. Zu dieser Versammlung werden alle diejenigen, denen die Sache des Deutschtums am Herzen liegt, hiermit freundlichst eingeladen.

Wir haben hier in Pabianice manchen Verein entstehen und vergehen sehen. Viel große und viel bittere Worte sind dabei gesprochen worden. Auch hier bietet sich wohl wieder eine verdienende Gelegenheit, große und bittere Worte über die Mitmenschen zu reden. Möge sie nicht benutzt werden! Damit dieser Verein nicht auch vergehe wie die andern. Fortiter in re, suaviter in modo, sagt eine alte lateinische Weisheit. — Nachtwoll in Laten, maßvoll in Worten! Hoch die Arbeit, nieder mit der Praesel! Dies sei unsere Losung!

R. P.

Leidenschaft.

(Fortsetzung aus der letzten Nummer).

Die Behandlung im Permer Gefängnis war streng. Wenn einer der Häftlinge zu laut war oder sonst die „Ordnung“ störte und von den andern nicht vertragen wurde, mußten alle für den einen büßen. Einer von den Lodzern, ein Feldhüter, wurde sogar in den Karzer gesteckt, in dem er eine schreckliche Nacht zubringen mußte. Seine Hilferufe drangen aus den Kellerräumen bis zu uns herauf. Die gewöhnliche Nahrung bestand aus einer Art Grütze mit Fleischklumpen, deren Art nicht festzustellen war, das ganze mit Paprika überbackt gewürzt; morgens und abends gab es heißes Wasser. Das Nauchen war verboten, die leidenschaftlichen Mitotinsänger rauchten heimlich Tee; für ein Päckchen Mahorla, das vier Kopfen wert war, nahmen die Wärter, die es zuschmuggelten, 50 Kopfen. Bei Androhung der Erschießung durch die Wache durfte niemand an das Fenster treten. Ein polnischer Gefängniswärter, dessen Gunst wir uns erkaufen, weil wir mit ihm polnisch sprachen, erzählte uns, das Permer Gefängnis sei eine Besserungsanstalt. Um sechs Uhr morgens erkante das Signal, dann kam die Kontrolle. Es war Vorfrüh, daß alle Zelleninsassen den Aufseher mit den Worten: „Wir wünschen Euch Gesundheit, Euer Wohlgeborener“ begrüßen mußten. Unsere paar Kopfen, auch drei Rubel, die ich auf dem letzten Transport von einem verschifften Fabrikanten ausgeliehen hatte, wurden uns gegen Quittung abgenommen. Die an die Gefängnisverwaltung gerichteten Bitten, von diesem Geld Einkäufe machen zu dürfen, blieben unberücksichtigt. Eine Bitte um Baldbrantropfen, die ich gegen Herzschmerzen anwenden wollte, verhallte in Perm ebenso ungehört wie in den Gefängnissen, die ich vorher durchwandert hatte. Auch in Perm war die Zelle überfüllt. Wir schloßen auf der Diele und führten einen fortwährenden Kampf gegen Ungeziefer. Ein halb-ausgehefter Typhuskanter und Schwindsüchtige waren auch in unserer Mitte. Eines Tages kam die Meldung, der Transport nach Wiatka gehe nachts ab. Die Lodzler warteten die ganze Nacht durch, der Transport ging nicht. Am Morgen kam der Aufseher und teilte den Lodzler Versicherten mit, daß sie zur Strafe dafür, „daß sie während der Nacht so unruhig waren“, noch acht Tage warten mußten. Es bestand nämlich die Vorschrift, daß nach sechs Uhr abend jede Unterhaltung verboten war. Niedergeschlagen packten sie ihre Habseligkeiten wieder aus. Mittag um zwei Uhr aber hieß man sie plötzlich antreten, sie wurden dann auch, 138 Mann, auf dem Wasserwege nach — Kasan gebracht.

Zu meiner großen Freude wurde ich mit ihnen zusammen nach dem Bestimmungsort Sarapul verladen. In Sarapul sollten meine Frau und meine Kinder sein. Während der langen Wochen hatte ich keine Nachricht von meinen Lieben empfangen, ich wußte nichts über ihr Schicksal. Manche Nacht hatte ich in bitterer Sorge um sie, um unser trauriges Schicksal zugebracht. Nun jubelte ich trotz meiner herzbelemmenden Bangigkeit auf. Wir wurden mit allerlei Gefindel auf dem Dampfer verpackt und kamen in Sarapul an.

Nationalgefühl.

Es bleibt dies — trotz allen Sprachreinigungsbestrebungen — nach meiner Ansicht der treffendste Ausdruck für jene Summen von seelischen Vorgängen, die wir unter diesem Wort zusammenfassen. Wir reden mit Recht von Nationalismus und im Gegensatz dazu von Kosmopolitismus und verstehen darunter zwei durch verstandesmäßige Erwägungen gewonnene Geisteströmungen. Die Befenner der einen oder der anderen Richtung können sich mit mehr oder weniger Gefühlsbetonung den Axiomen ihrer Führer anschließen — die Grundlagen bleiben verstandesgemäß.

Wie himmelweit entfernt davon ist — Nationalgefühl. Es ist niemals an uns herangetreten — es war immer da — solange wie Vater und Mutter da waren und noch viel länger. Es ist die Urahnne, die an unsrer Wiege saß; die uns von Haniel und Gretel und Dornröschen erzählte; die ihr Auge ruhen hatte auf unseren Kinderpielen; die unseren Familienfesten den unvergeßlichen Zauber ihrer stillen Gegenwart für immer angedrückt hat. „Wie sollt ich dein vergessen, Jerusalem!“ — Um auf den Ausdruck Nationalgefühl zurückzukommen: er ist so richtig, weil er das Gefühlsmäßige daran so stark betont. Man könnte auch von einem Nationaltriebe sprechen — vielleicht ist es sogar das Normale für normale Zeiten und Verhältnisse, wenn das nationale Empfinden halb unbewußt und triebmäßig bleibt. So ist das deutsche Nationalgefühl im ganzen ein Dornröschen, das nur unter dem Kusse der nationalen Gefahrt voll erwacht. Bei den Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen brennt es als lodernde Flamme, weil Not und Gefahr niemals von ihnen weichen. Bei den Lodzern Deutschen spielt es eine verhältnismäßig geringe Rolle, weil das Industrieleben überhaupt das Gefühlsmäßige zurückdrängt, ja ausschaltet.

Nationalgefühl ist nur ein erweitertes Familiengefühl. Wie sollte ich mein Volk lieben, wenn diese Liebe nicht schon aus den Augen meiner Eltern gesprochen hätte, wenn nicht schon mein unentwickelter Geist sich beaufacht hätte an dem Rhythmus unverstandener Gesänge. Eine Liebe kam uns entgegen und wir ließen uns von ihr erfassen. Die wichtigste Zeit für das Würfel schlagen kräftiger nationaler Triebe ist die Entwicklungszeit. Ihr Deutsche in Lodz, gebt euren heranwachsenden Kindern, was vielleicht eurer eignen Kindheit gefehlt hat — gebt ihnen das deutsche Lied im Familienkreise; gebt ihnen Sagen und Märchen — nicht als

totes Buchwissen, nein, als lebendiges Wort von Mund zu Mund — ihr gebt ihnen damit das halbe Lebensglück.

Nationalgefühl ist erweitertes und verstärktes Familiengefühl. Ein Mensch, der über die Familienliebe nicht hinauskommt, bleibt arm und eng. Ein Mensch, der von der Familienliebe den Sprung machen will zur Menschheitsliebe, führt ins Bodenlose. Aber selbst ein Mensch, dem das Glück des Familienlebens gefehlt hat, kann sich am Volksleben aufziehen und mit dem Leben versöhnen, weil aus dem Volksleben heraus die Liebe unserer Ahnen und Geschwister uns umfängt.

Nationalgefühl läßt sich nicht wegdisputieren. Ihr könnt uns kommen mit logisch-stein dargelegten Gründen, wieso auf polnischem Boden die Deutschen kein Recht zum Deutschein hätten — wir lächeln still dazu. Ihr könnt uns kommen mit Zahneiden und Antseiden — Blutseid ist der heiligste und älteste aller Eide.

Margarete Grüner.

Vor einem Jahre in Lodz.

Aus einem Kriegstagebuch.
(Fortsetzung.)

8. Oktober. In der Nacht haben wir den ersten Frost. Auf der Chauße herrscht seit frühem Morgen reger Verkehr. Manen, Radfahrerkommandos und dazwischen Abteilungen Jäger, die man hier, ihrer Kopfbedeckungen wegen, als Oesterreicher hält, sind auf dem Wege nach Lodz. Nach zehn Uhr näbert sich unserm Hause Musik. Bald darauf marschieren einige Bataillone Infanterie vorbei. Aus den Marschkolonnen werden Fragen an die vor unserem Hause stehenden Dorfbewohner gerichtet, und als Antworten in deutscher Sprache erfolgen, werden uns manche Scherzworte zugerufen. Der Truppe folgt eine schier kein Ende nehmende Trainkolonne. Wikhbegierige zählen über hundertfünfzig große Wagen. Unsere Nachbarn kommen nicht aus dem Staunen heraus, als sie auf den hochbeladenen Wagen neben Rifen und Säcken auch allerhand Geräte, Kessel und Waschkübel, eiserne Bettstellen, Tische und Stühle sehen; sie glauben, daß die Bagage nur den nach Lodz marschierenden Landsturmabteilungen gehöre, die im Falle eines Rückzuges Mähe haben werden, ihre „Familienausstattungen“ zu retten. Eine beherzte deutsche Kolonistin läßt sich mit einem der Trainsofodaten in ein Gespräch ein und erkundigt sich nach der

Behandlung der in Deutschland zurückgebliebenen russischen Untertanen; sie möchte gern wissen, wie es ihrem nach Holsken auf Arbeit gegangenen Sohn geht. Er widerspricht den von ihr erwähnten Zeitungsmeldungen über grausame Behandlung und meint: „Nun, Holz haben wir nicht auf euren Leuten!“ — „Na, es sind ja auch keine Stumpfen!“ gibt sie schlagfertig zurück. Die Frau ist eine überzeugungstreue Deutsche. Sie hat ihrer deutschen Gesinnung wegen schon viel Bitteres von ihren polnischen Nachbarn erfahren müssen. Gleich nach Ausbruch des Krieges kam sie weinend zu uns; ein Nachbar hatte sie und alle Deutschen in den holländischen Abgrund gewürstet. Wir hatten Mähe, sie wieder aufzurichten. Nun ließ sie es sich immer wieder bestätigen, daß an den Zeitungsmeldungen über deutsche Greuelthaten kein wahres Wort sei. Noch vor einigen Tagen hatte man Schauernärchen über Bergewaltigung aller Bauernfrauen eines polnischen Dorfes erzählt. Sie brachte das Blut des Landsturmmannes in Wallung, als sie in ihrer fiesigen Art losfuhr: „Was habt ihr bloß mit den polnischen Frauen gemacht!“ und dann die Einzelheiten der Erzählung wiedergab. Sie freute sich und hörte mit strahlendem Gesicht zu, als er bei seiner Ehre als Familienvater beteuerte, daß deutsche Soldaten solcher Schandthaten nicht fähig wären.

Mitterweile war auch die Elektrische gekommen. In ihr fand ich einen mir bekannten Fabrikbesitzer, der seinen letzten Wagen mit Ware nach Warschau abgefertigt hatte und selber nachfahren wollte. Er äußerte eben seine Hoffnung, noch rechtzeitig durch die Linien durchzukommen, als an einer der nächsten Haltestellen ein rundlicher Landstürmer in unser Abteil kam, — vielmehr kommen wollte, denn der Eintritt machte dem bedackten Manne Mähe und ich mußte ihm beifällig sein. Kaum konnte ich mir das Lachen über das Verhalten meines bisherigen Fahrtgenossen verheißeln, der sich beim Hineinkommen des „Feindes“ mit komischwirkender Blählichkeit zum Fenster lehnte und während der zwanzigminütigen Fahrt in dieser gedrehten „Korrektheit“ verblieb, um nicht am Gespräch teilnehmen zu müssen, das der ermüdete Krieger begann. Die Elektrische holte bald die marschierenden Truppen ein. Vor Lodz fanden wir rastende Manen und Radfahrer. Auf der Petrikauer Straße wogten unruhige Menschenmassen.

Um zwölf Uhr hatte ich Gelegenheit, auch dem zweiten Einmarsch deutschen Militärs in Lodz beizuwohnen. In den letzten Wochen waren auf der Petrikauer Straße viele Läden mit großen Schaufenstereisen durch hohe Bretterverhänge verbarrikadiert worden;

Dort wurde ich mit andern nach der Polizeiwache eskortiert und mit Strohkissen und kleinen Taschensieben in einen Lattenkäfig eingesperrt. Die Wachen tropften von der Decke. Frühmorgens wurden die andern einzeln aufgerufen. Ich blieb allein. Endlich gegen zehn Uhr führte man mich zum Kreischef. Meine Kleider waren schmutzig und gerumpelt, mein Haar lang, der Bart verwildert. Der Kreischef fragte mich u. a., wie lange ich in Kiew anständig und tätig war. Als ich ihm sagte: „17 Jahre“, meinte er herablassend: „Da haben Sie wohl manches über Rußland erfahren?“ Er sagte, daß ich weiterverhört werden müsse. Auf meine dahingehende Frage erwiderte er: „Ihre Frau und Kinder wohnen hier im Hotel, sie sind etwas kränklich.“ Ich bat ihn um Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen. Das Herz schlug mir bis zum Hals hinauf in Aufregung und Furcht, er könne grausam sein. Er beurlaubte mich aber bis zum andern Morgen um neun Uhr. Ich kam zu meinen Lieben. Meine Kinder erkannten mich im ersten Augenblick nicht. Wer kann schildern, was man nach solchen Erlebnissen in diesen Minuten des Wiedersehens fühlt? ... Ich wurde wieder zum Menschen. Meine Frau hatte frische Kleider für mich, ich ging zum Friseur. Dann überlegten wir. Als ich in Kiew verhaftet worden war, wurde meiner Frau bekanntgegeben, daß sie die Wohnung nicht verlassen dürfe, zwei Polizisten bewachten sie. Zehn Tage später erhielt sie die Mitteilung, daß die Ueberwachung aufgehoben sei, daß sie aber in 24 Stunden die Stadt verlassen und nach der Stadt Sarapul im Gouvernement Wiatta reisen müsse. In Kiew, während eines kurzen, natürlich bewachten Wiedersehens mit meiner Frau, das uns kurz vor meinem Abtransport gestattet worden war, erfuhr ich nichts weiter, als daß Sarapul ihr und mein Bestimmungsort sei. Der Gendarmereioberst in Kiew, den meine Frau inständigst gebeten hatte, mich auf freiem Fuß zu lassen, mit ihr und den Kindern reisen zu lassen, hatte ihr geantwortet, sie möge froh sein, daß ich bloß per Etappe verhaftet werde, wenn ich als Russe in Deutschland festgenommen worden wäre, hätte es mich das Leben gekostet. ... Der Ort, an den ich nun nach den Angaben des Kreischefs weitertransportiert werden sollte, war, wie meine Frau wußte, von Bershikaten überfüllt. Ueberdem wurden dort Rekruten abgerichtet, die Offiziere liefen oft mitten in der Nacht die in den Hotels einquartierten Bershikaten auf die Straße setzen, um selber Unterkommen zu haben. So sagte ich den Entschluß, den Kreischef um Aufenthaltsurlaubnis in Sarapul zu bitten und bei Ablehnung meiner Bitte allein an den neuen Bestimmungsort zu gehen. Ich meldete mich am nächsten Tage pünktlich, sagte dem Kreischef meinen Entschluß und erbot mich, fünfzig Rubel (die Fahrtkosten für uns nach dem Reiseziel) für das Rote Kreuz zu spenden, wenn ich bleiben dürfte. Ich sei überanstrengt, krank; meine Frau, die immer kränklich war, war am Zusammenbrechen, meine Kinder waren mit unerklärlichen Geschwüren behaftet. Auf den Kreischef machte wohl die Fünfzigrubelspende und mein gemäßigtes Auftreten Eindruck und er erlaubte mir, an den Gouverneur zu telegraphieren; am nächsten Tage erhielt ich darauf die Freudenbotschaft, daß ich vorerst, bis zu meiner Genesung, in Sarapul bei Frau und Kindern bleiben dürfe.

So verlebten wir einen Monat. Mit Geld waren wir glücklicherweise versorgt, außerdem sorgten Kiewer Verwandte meiner Frau, daß wir keine Not leiden mußten. Da wurde ich wieder zum Kreischef gerufen. Er teilte mir mit, daß ein Papier aus Petersburg eingetroffen sei, laut dem der Gouverneur mit einem Durchgangsschein nach Petersburg zu erteilen hatte. Weitere Auskunft erhielt ich nicht. Ich erbat mir Bedenkzeit. Es war Oktober und bitterkalt. Die Bahn war abgestellt, die Rana war zugefroren, so daß wir nur die Wahl gehabt hätten, den 250 Kilometer langen Weg nach der nächsten Eisenbahnstation im Wagen zurückzulegen. Unsere Wintersachen, die uns aus Kiew nachgeschickt worden waren, waren in Kasan, von da konnten sie erst bei Aufnahme des Schlittenverkehrs nach Sarapul gebracht werden. Frau und Kinder waren noch immer nicht gesund, und auch ich spürte gichtliche Schmerzen. Mehr aber als all dies beweg mich eine Notiz in den russischen Zeitungen, daß mit Reiseurlaubnis nach Petersburg und an die Grenze getommene Deutsche wieder zurückgeschickt werden, dahin zu wirken, daß mir ein weiteres Aufenthaltserlaubnis gestattet wurde. Wochen vergingen. Gegen Weihnachten trafen unsere Wintersachen ein. Ein neuer Kreischef wartete mit rücksichtsloser Strenge seines Amtes. Die verschickten, in Sarapul und Umgegend anhängigen Deutschen, wurden in entlegene Dörfer verwiesen. Am 17. Januar wurde ich wieder zum Kreischef berufen. Der fragte mich, ob ich nun reisen wolle. Ich erklärte mich bereit. Vom Gouverneur kam der Durchgangsschein nach Petersburg; mit Frau und Kindern trat ich

am 27. Januar die Reise an. Bei 30 Grad Kälte legten wir die 250 Kilometer nach der Bahnstation im Schlitten zurück. Pelze hatten wir uns in Sarapul, wo es auch gute Leute gab, ausgeliehen; mit vielem Dank schiedten wir sie den freundlichen Menschen zurück.

Nach ermüdender Bahnfahrt kamen wir endlich in Petersburg an. Ich begab mich weisungsgemäß sofort auf die Stadthauptmannschaft. Es war ein Sonntag, die Büros waren geschlossen. Der diensttuende Offizier sagte mir, ich solle im Hotel Quartier nehmen und am nächsten Tage wiederkommen. In verschiedenen Hotels wollte man uns nicht aufnehmen, bis wir endlich in einem „Maison meuble“ Unterkommen fanden. Am nächsten Tag begab ich mich schweren Herzens wieder auf die Stadthauptmannschaft, wußte ich doch nicht, ob das Schicksal nicht neue Tücken für uns bereitet hielt. Ich war froh, als ich nicht neuerdings festgenommen wurde, sondern ins Hotel zurückkehren durfte, wohin ich am nächsten Tage Bescheid erhalten sollte. Tage vergingen. Am Freitag nachts, wir hatten uns schon zur Ruhe begeben, kam geräuschvoll ein Polizist, der uns ein Schriftstück übergab, welches die Erlaubnis zur Weiterreise nach der Grenze enthielt. Der Polizist war kaum aus dem Hause, als wir einen wahren Freudenanzug aufführten. Endlich, endlich! Die Gefängnisse von Kiew, Ruzsk, Moskau, Wiatta, Perm, Sarapul, mit ihren überfüllten schmutzigen Zellen, ihren ungemüthlichen Wärtern, Räubern, Ratten und verwahrlosten Häftlingen lagen endgültig hinter mir; unser Ziel: die Grenze, die deutsche Heimat! war uns nahe gerückt. Wahrlich, Grund genug zur Freude! ...

Am Sonnabend begab ich mich wieder auf die Stadthauptmannschaft, um meine Pässe in Ordnung bringen zu lassen. Mein vierzehnjähriger Junge begleitete mich. Der Offizier, der die Formalitäten erledigte, fragte nach dem Alter meines Jungen und sagte, als er hörte 14 Jahre, „Schade um den Jungen! Er wird ihnen in Deutschland sofort weggenommen und ins Militär gesteckt werden. In Deutschland ist vom 14. bis zum 60. Jahr alles dienstpflichtig!“

Am Sonntag morgen fuhren wir vom finnischen Bahnhof ab. In Bjelostrow wurde eine strenge Untersuchung vorgenommen. Papiere, die Quittungen, die ich in den Gefängnissen für die abgegebenen kleinen Geldsummen erhalten hatte, Notizen, selbst ruffische Gedichte, die ich meine Jungen aus russischen Lehrbüchern abgeschrieben hatten, wurden uns abgenommen. Fertig mit der Durchsichtung wiesen mich Beamte in einen Raum, in dem ich auch meine Frau vorfand. Wir unterhielten uns, als ein Gendarmereioffizier herein auf mich zukam und mich anherrschte, was ich in diesem Raum zu suchen und mit der Dame zu verhandeln habe. Ich sagte ihm, daß ich in den Raum verwiesen worden sei, diese Dame aber meine Frau sei. Daraufhin ging eine Flut von Schimpfworten über die untere Beamtenenschaft nieder. Ich aber mußte noch einmal untersucht werden. Erst am Abend konnten wir weiterreisen. Je näher wir der Grenze kamen, umso lauter schlug uns das Herz. In Karungi nahmen wir Abschied von Rußlands bitterer Erde.

Die ersten deutschen Zeitungen bekamen wir in Stockholm. Die russischen Blätter, auf die wir vordem angewiesen waren, hatten viel berichtet über eine in Deutschland ausgebrochene Hungersnot, über deutsche Niederlagen, über Kriegsmüdigkeit des ganzen deutschen Volkes, vor allem der Frauen, und über die bevorstehende Ermattung der deutschen Heere. Die Fahrt von Schweden nach Deutschland und mehr noch in Deutschland war uns eine Erholungsfahrt. Die Mitfahrenden waren zuversichtlich und erzählten uns von den Erfolgen der deutschen Truppen in West und Ost, von Hindenburg und anderen Feldherren, deren Namen wir in russischen Zeitungen nie erwähnt fanden. Wir in Berlin ankamen, war eben die Kunde von dem überaus glücklichen Ausgang der zweiten Masurenschlacht eingetroffen, Fahnen wehten und Tausende wogten durch die Straßen.

Lodzzer Woche.

Am Montag weihte Seine Erzellenz der Generalgouverneur v. Beseler

vorübergehend in Lodz. Anlässlich des hohen Besuches fand eine Parade auf dem Truppenübungsplatz an der Benediktstraße statt, mittags eine Nachtparade vor dem Grand-Hotel.

Vor einem Jahr,

nachdem bereits am 22. August deutsche Vorposten Lodz durchschritten hatten, aber gleich wieder zurückgekehrt waren, erfolgte am

8. Oktober der Einzug der deutschen Truppen. Damals blieb Lodz drei Wochen unter deutscher Verwaltung, dann kamen die Russen wieder, die Zeit der Spionagefurcht, der Angeberei und der Bestrafungen, des Deutschen- und Judenhasse begann und hörte für Lodz erst auf, als nach den juristischen neunechztägigen Kämpfen um die Stadt die Russen endgültig weichen mußten. Diese Geschehnisse sind noch in aller Gedächtnis, nur ist die Fülle der empfangenen Eindrücke zu gewaltig, um der Einzelheiten zu gedenken.

Nun ist Lodz seit 10 Monaten ununterbrochen unter deutscher Verwaltung. Vieles hat sich in diesen zehn Monaten auch im formalen Leben geändert. Das Hauptbürgerkomitee wurde ersetzt durch die neue aus der deutschen Behörde und aus einem Bürgergemeinderat bestehende Stadtverwaltung, die sich die beste Mühe gibt, für das Wohl der Stadt und ihrer Bevölkerung zu arbeiten.

Die Furcht, die monatelang alles wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben lähmte, ist gewichen, es lehren nach und nach wieder geordnete Verhältnisse ein. Auch unsere durch Kriegsjahren und Russenwut auseinandergerissene Lodz deutsche Gesellschaft findet sich wieder zusammen, das Deutsche Theater ist neueröffnet, an den Dienstagen finden regelmäßig Deutsche Abende statt, die dazu beitragen, Verbindungen zwischen den Militärgästen und unserer Einwohnerschaft herzustellen, ein deutscher Einkaufs- und Verbraucherverein ist neugegründet worden, alle Vereine rüsten für ein gedeihliches Weiterwirken: es regt sich, schläftern noch, aber immer mehr erkennbar, neues deutsches Leben! Das erfüllt trotz der schweren Zeit, trotz manchen uns erstorbenen Wunsches, trotz mancher festgeschlagenen Hoffnung, mit froher Hoffnung!

Die Behörde geht neuerdings streng gegen die wucherischen Elemente

Das ist in jeder Hinsicht freudig zu begrüßen. Nun werden auch die Kartoffeln, deren Preis von den Landwirten und Händlern trotz der leidlich guten Kartoffelernte auf ungehörlicher Höhe gehalten wurde, im ganzen Gouvernement Warschau beschränkt. Für den Einkauf von Kartoffeln für die Zivilverwaltung werden frei Bahn für den Zentner 1 Mark 25 Pfennig festgesetzt, für den Zentner ausgegohene Kartoffeln 2 Mark. Hoffentlich verhilft die Beschränkung die Kartoffeln, ohne das deswegen die Kartoffelbeschaffung für die Privatleute eine schwierige wird.

Eine Polizeiverordnung droht mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zum Betrage von 5000 Rubel allen, die für Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungsmittel und Futtermittel aller Art, für rohe Naturerzeugnisse, sowie für Heiz- und Leuchtstoffe Preise fordern, die einen übermäßigen Gewinn enthalten, ferner all denen, die zum Zweck wucherischer Spekulation Waren zurückhalten oder sonst unlaute Mittel anwenden.

Neue Höchstpreise sind festgesetzt worden für das Fleisch, das für die minderbemittelten Bevölkerungsschichten auch weiterhin unerlässlich ist, ferner für Salz, das im Kleinhandel nicht mehr als 11 Pfennig oder 7 Kopelen (das polnische Pfund) kosten darf. Die Einfuhr von Zucker und Petroleum erfolgt nur durch Vermittlung des Kaiserlich Deutschen Polizeipräsidiums, die Festsetzung von Höchstpreisen, die in allen Verkaufsstellen öffentlich ausgehängt werden müssen, steht bevor. Wer höhere als die festgesetzten Höchstpreise fordert, sich zahlen läßt oder zahlt, wird ebenfalls bestraft.

Wir erachten diese Maßnahmen als durchaus zeitgemäß. Ihre gegenständige Durchführung liegt zum Teil an der Wirklichkeit der laufenden Publikumsfehle. Die Hausfrauen, Familien- und Selbstverfolger tun gut, sich streng an die Höchstpreise zu halten und dem Treiben spekulativer Schacherer durch energisches Auftreten Einhalt zu tun.

Lodzzer Kino.

Vor zwei Jahren hatte ich zum letzten Mal ein Rinotheater besucht. Da zeigte man Weltereignisse, Naturaufnahmen und kurbelte dann ein Drama ab, das ich geschmacklos aber nicht anstößig fand. Das war in Paris; die Besucher waren meist Erwachsene. — Nun war ich in einem

Die Besucher waren zu vierfünftel Kinder; Juhn-, Bierjuhn-, Sechsjährige. Eine Ereignischau gab es nicht. Eine Naturaufnahme wurde kurz, nebensächlich vorgeführt. Dann kam eine Kinderliebesgeschichte, in der zwei Mädchen und Jungen sich in aller Anschuld gegenseitig betrügen, Bilder, die den anwesenden Kindern

wurden doch Straßentämpfe und Pöbelrevolten befürchtet. Nun, in Erwartung des deutschen Heeres und einer sich möglicherweise entwickelnden Straßenschlacht, wurden auch die Türen verschlossen und die Fensterläden an den kleinen Häusern des südlichen Teiles der Petrikauer Straße zugemacht. Neugierde, vermischt mit etwas Grauseln, harte die Menschen, die jetzt beide Seiten der Straße säumten, hinaus gelockt. Frauen und Mädchen freuten sich an der Musik und auch Männer äußerten sich anerkennend über das in Lodz unbekannte Pfeiferkorps. Ein nachdenklicher polnischer Arbeiter machte die Bemerkung: „Die, — wie wollen sich denn diese zarten Menschen gegen unsere Russen halten, die auf dem Schnee schlafen können!“

Ganz ohne Zwischenfall ist der Einzug der „Preußen“ doch nicht verlaufen. Augenzeugen erzählen, daß an der Ecke der Gluwnastrasse, wo sich eine größere Menschenmenge stautte, weil sich auch Rädgänger, die vom Kirchweilgottesdienste aus der Johanneskirche kamen, ansammelten, eine Frau ihre Henkelkanne auf die eiserne Straßensperre fallen ließ. (Anderer behauptet, daß ein exaktiertes Weib mit einer Kanne nach den Soldaten warf.) Eine Panik entstand. Die Leute strebten in die Gluwnastrasse oder nach den rettenden Torwegen der benachbarten Häuser, da man fürchtete, daß das Militär in die Menge hineinschießen werde. Doch nichts dergleichen geschah. Die Offiziere und Unteroffiziere riefen den Ziehenden und sich Drängenden zu, stehen zu bleiben, es werde ihnen nichts geschehen. Hüte, Säirme und Gesangbücher waren während des hastigen Drängens verloren gegangen.

Während die Musik auf dem Neuen Ring deutsche Vaterlandslieder spielte und die Bataillone nach den Kasernen auf der Konstantiner Straße abmarschierten, führte im Magistratsgebäude Oberst Hoffmann mit den Vorstehern der Miliz eine Unterhaltung und legte den Milizisten dringend ans Herz, zum Wohle der Stadt dafür Sorge zu tragen, daß sich ähnliche Vorkommnisse wie in Kattisch und Tschenschohan hier nicht wiederholen, da sonst mit unangenehmlicher Strenge verfahren werden würde. Auch Angehörige des russischen Heeres, die sich in Zivilkleidern in den Straßen der Stadt herumgetrieben haben, mußten sich sofort melden. Die Vertreter der Stadt mußten Auskunft über die Bank- und Kasernenverhältnisse geben. Oberst Hoffmann setzte den Rubelkurs auf 140 Mark fest; Rubid und Benzin wurde beschlagnahmt, der Einwohnerhaft anbefohlen, die Waffen abzuliefern und noch einige Bestimmungen über Verkehr und Leistungen der Stadt an das Militär getroffen. Der Straßenverkehr wurde nur bis neun Uhr gestattet.

Unsere Zeitungen „beruhigen“ unentwegt weiter. In einem heutigen Morgenblatt lasen wir die erheiternde Mitteilung, daß der Verkehr zwischen Lodz und Warschau auf der Lodzger Fabrikbahn „in Kürze wieder aufgenommen werden wird, umso mehr, da die deutschen Vorposten Kolußki bereits seit einigen Tagen verlassen haben.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Eltern Vermächtnis.

Erzählung von G. Thüring, Lodz.

5. Fortsetzung.

„Ja“, erwiderte dieser, „das ist's ja eben, was uns Deutschen so oft zum Verhängnis wird: der Wandertrieb! Auch Ihre Ahnen hat dieser hierher getrieben. Aus verschiedenen Gründen bleiben die Deutschen dann hier und machen dadurch sich und ihre Nachkommen gewissermaßen heimatlos. Von der hiesigen Regierung werden die Deutschen als Fremdlinge betrachtet; die Polen sehen in ihnen immer nur die verhassten Schwaben; drüben aber, in Deutschland, haben sie kein Heimatsrecht mehr. Und so geht es Tausenden und aber Tausenden. Am besten sind die dran, die in germanische Länder ziehen; dort können sie aufgehen in verwandtem Volkstum; willig werden sie von diesem aufgenommen, und schon die zweite Generation wird von niemand mehr als fremdes Element angesehen. Ich meinstenfalls verfolge einen anderen Plan. Auch ich bin hierher gekommen, um ein fremdes Volk, fremde Sitten kennen zu lernen, andererseits auch deshalb, weil ich dem Mädchen vom mühseligen Erwerb des Reichtums hierzulande glaubte. Ich fand ja auch ein Kleinod, welches mich fortan an die fremde Scholle fesselte — mein Weib. Weib und Kind, mein häusliches Glück, für welches ich dem Schöpfer so dankbar bin, hindern mich auch heute noch an der Bewegungsfreiheit. Mein Weib aber ist eine Deutsche; obwohl hier in Warschau geboren und aufgezogen, denkt und fühlt sie gleich mir. Wir erziehen unsere Kinder deutsch, rein deutsch, und wir trachten darnach, uns soviel zu erwerben, um uns dereinst im Lande unserer Väter, unter deutschen Brüdern ein Heim gründen zu können, am unseren Kindern die ihnen zukommende Heimat zu geben!“

Aufmerksam hatten alle diesen Worten gelauscht. Nun trat für einige Minuten Stille ein, denn niemand fand eine geeignete Fortsetzung zu diesem Gespräch. Der Direktor selbst schien das von ihm behandelte Thema in Gedanken weiter zu spinnen; wie geistesabwesend schaute er vor sich hin. Dann ermannete er sich und sagte:

„Sie, Herr Hardt, sind uns eigentlich noch eine Schilderung Ihres Lebens schuldig. Ihre Eltern waren doch gewiß auch brave Deutsche?“

Diese Frage schien den jungen Mann peinlich zu berühren; er räusperte sich wiederholt, ehe er antwortete. — „Mein Vater“, sagte er mit etwas unsicherer Stimme, „Ja, mein Vater kam als junger Mann aus Thüringen, aus Erfurt, hierher; meine Mutter entstammte einer alteingesessenen Warschauer Pastorenfamilie. Ich hatte noch einen Bruder, der aber noch vor meinen Eltern gestorben ist. Als Sechsjähriger wurde ich Waife; meine Mutter folgte dem Vater, der der Kugel eines Mörders zum Opfer gefallen war, schnell ins Grab. Ich wurde von da ab im Hause meines Onkels erzogen. Von meinen Eltern habe ich seit der Zeit nur Weniges und Belangloses gehört; mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, sprach nicht gern von ihnen, scheinbar wollte er in mir den Schmerz um die so früh aus dem Leben Geschiedenen nicht wachrufen. Erst als ich mein einundzwanzigstes Jahr vollendete, erfuhr ich, daß meine Eltern mir ein ansehnliches Vermögen hinterlassen haben. Das Geld und eine kleine deutsche Büchersammlung ist alles, was ich von ihnen bestehe.“

Hedwig folgte den Worten des Gastes mit Spannung; die Hände mit der Arbeit hatte sie in den Schoß sinken lassen. Als Hardt einhielt, fragte sie, ohne den Blick von ihm abzuwenden: „Und haben Sie in diesen Büchern schon gelesen?“

„Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich die Riste, in welche die Bücher gleich nach dem Tode meiner Eltern verpackt wurden, noch nicht einmal geöffnet habe. Mein Vater war Ingenieur, und nach der Aussage meines Onkels soll die Sammlung hauptsächlich aus Fachschriften bestehen; mich als Kaufmann können diese Bücher also nicht interessieren. Gelegentlich muß ich die Riste aber doch einmal öffnen.“

„Bestehen Sie eine eigene Büchersammlung?“ fragte das Mädchen weiter.

„Ja und nein, wie man's nimmt. Selbst gekauft habe ich mir noch keine Bücher, denn ich habe bisher wenig Zeit dem Lesen gewidmet. Der Onkel schenkte mir regelmäßig zum Geburtstag oder zu Weihnachten dieses oder jenes polnische Buch; viele von ihnen habe ich verborgt und nicht wiederbekommen; die übrigen stehen in einem Schrank bei mir, der noch zum Aufbewahren anderer Sachen wie Schreibzubehör, Dokumenten, Briefen und dergl. dient. Besonders ordentlich siehts darin nicht aus, das werden Sie sich ja denken können, gnädiges Fräulein.“ (Fortsetzung folgt.)

Begreiflich machen, wie man sich küßt und aus Eiferjucht prügelt. Das mochte noch hingehen. Dann aber kam ein Pariser Stück. Eine Fabrikarbeiterin überwirft sich mit ihren Arbeitsgenossinnen, mit dem Fabrikmeister und dem Direktor, macht Feiertag, kommt nach Hause, benimmt sich flüchtig gegen ihre Mutter und geht dann zigarettenrauchend ab. Wohin? Zu ihrem Geliebten, der natürlich ein Apache ist. In der Apachentrippe gibt's Whisky, fünfminutige lange Küsse, verkrümelte Schiebentanz. Dann wird die Heldin Madell. Der Mäler verliebt sich in sie und heiratet sie. Wieder Küßchen; das Metterloja ist da und alles was sonst dazu gehört. Bald begeht die Heldin Ehebruch, betrügt ihren Mann mit seinem Freund, der dann im Duell erschossen wird. Sie brennt durch, erscheint wieder in der Apachentrippe und wohnt bei ihrem neuen Geliebten. Nebenbei ist sie Kabarettkünstlerin und stirbt mit einem überhaarigen Baron. Ihr Mann wird Morphiumist und im Traum erscheinen ihm halbbedeckte Frauen. Wahnsinn und Mord wechselt darauf in rascher Folge. — Der Schundroman der hundert Zehn-pennigste in Bilder zusammengedrängt, konzentriertes Gift!

Unser Kinder lassen die Bilder an sich vorüberziehen, freuen sich, klatschten bei einzelnen Szenen Beifall und tun im übrigen so, als ob ihnen derlei Lebensszenen nichts Neues sind. — Die Profilitierte des Kinofilms ist den Halberwachlenen die Lehrmeisterin der Liebe . . .

Man bebauert, daß unsere Jugend, die auch durch den Krieg verwildert ist, nicht mehr kindlich und naiv, nicht mehr ehrfürchtig und ehrerbietig ist? Ist's ein Wunder?

Man möchte wünschen, daß die Behörde einschreite, daß ihr Machtwort unsere Jugend davor bewahrt, einer Phantasieverderbnis und Seelenverhungung durch die Filmkünstler ausgeführt zu sein. Den Kindern unter sechzehn Jahren sollte der Besuch dieser Vorstellungen, die für viele Erwachsene Gift sind, einfach nicht erlaubt sein. Schließlich könnten sich, um nicht allzu große Einbuße an Profit zu erleiden, die Herren Kinobesitzer entschließen, Kindervorführungen mit ausgewähltem Programm einzurichten.

Religiöse Vorträge für die Lodzer deutsche Jugend.

ae. Wenn in früheren Jahren bei uns darüber geklagt wurde, wie wenig Sinn der Lodzer Deutsche für Angelegenheiten habe, die über das Erwerbsleben hinausgehen, so wurden wir immer wieder auf die Jugend, als der Hoffnung der künftigen Zeiten hingewiesen. Unser deutsches Gymnasium mit seinen idealen Erziehungszielen und die Bildungsstätten Deutschlands, die von dem Nachwuchs der Lodzer Deutschen besucht wurden, boten uns die Gewähr, daß das Materielle in unserer deutschen Gesellschaft nicht mehr die hohe und übertriebene Wertung finden werde.

Da kam der Krieg und mit ihm manche ungewohnte und unerwartete Erscheinung. Und eine der schmerzlichsten Ueberraschungen war es, als es sich im Kreise unserer deutschbewußten Männer und Frauen herum sprach, daß in unserem deutschen Gymnasium der russische Geist herrsche. Wir haben in früheren Nummern manches Bedenkliche schonend gestreift und beabsichtigen heute nicht auf Besichtigtes zurückzugreifen. Nur um erkennen zu lassen, wie groß die Freude bei den Deutschen war, die um das Gymnasium trauerten, als sie hörten, die Schule werde nicht nur wieder ihre Pforten den fern auch durch Veranstaltung von deutsch-religiösen Ansprachen an die Hegerigen und des langen Feierns müden Schülern öffnen, sondern Jugend ihr völkisches Interesse wachrufen und sie zum Nachdenken über die tiefsten Fragen unseres Daseins anregen. — führen wir die noch vor wenigen Wochen bestehenden Verhältnisse an.

Und Herr Garnisonpfarrer Lic. Althaus ist es zweifellos gegeben, nicht nur das Sehnen der Erwachsenen nach idealen Gütern zu stillen, sondern auch sich die Herzen der Jugend zu gewinnen. Man muß gesehen haben, wie am letzten Freitag Abend in der Aula des Deutschen Gymnasiums die Jugendlich ihn nach Schluß des Vortrages umringte, um noch einige Worte von ihm zu erhalten und ihm das Ehrengelächel bis zur Tür geben, um seine Wirkung auf das Gemüt unserer Knaben zu verstehen. — Pfarrer Althaus ging in seinem Vortrag von dem jetzt auf Frankreichs Boden vergessenen deutschen Blut aus; und im Anschluß an den verlesenen Bibeltext über Isaia's Opferung gedachte er der deutschen Kriegsvollständigen. Und als er uns das deutsche Wanderwogelleben im Lichte der deutschen Poesie und verklärt durch Schilderung innerlich empfindender Naturanschauungen vorführte, da wurde er selber zum Dichter und es hat im überfüllten großen Saal wohl keinen Lodzer deutschen Jungen gegeben, der es nicht bedauerte, daß er von all den warmherzigen Beibringungen um die Jugendpflege in Deutschland ausgeschlossen sei. Und wir Erwachsenen beneideten unsere Jugend, die sich in reiner Begeisterung dem Redner erschloß und die noch nichts davon weiß, wie die Zeit u. s. w. Sehnen nach dem erlösenden Wort aus Deutschland immer sorgenvoller werden läßt, wie die Ungewißheit darüber, welche politische Form das Land bekommt, nicht als Ansporn, sondern wie ein eisiger Sturz nach auf frischentzündetes Feuer wirkt. . .

Als wir uns nach Schluß der Ansprache die freudig glänzenden Gesichter unserer Knaben ansahen, gedachten wir auch bedauernd der ehemaligen Schüler des deutschen Gymnasiums, die durch Nichteröffnung aus der Lehranstalt gewiesen wurden und nun das Braunschweigische Gymnasium besuchen müssen. Dasselbe Braunschweigische Gymnasium, das, wie wir in unserem heutigen Leitartikel erwähnen, eben dabei ist, sich zu polonisieren.

Der zweite Deutsche Abend.

Die Beteiligung am zweiten Deutschen Abend war sowohl von Seiten unserer Militärgäste wie unserer Lodzer Gesellschaft eine große; der geräumige Saal im Hause des Männergesangsvereins war gefüllt. Verschieden wurde das gefellige Beisammensein durch eine Reihe von guten Musikdarbietungen. Besonderen Beifall für ihre Einzelvorträge am Klavier ernteten die Herren Feldwebel Lige-Beuthen und Weigand-Siedenhofen. Das vom Landsturm-bataillon Beuthen gestellte Salon-Orchester zeigte sich seiner Aufgabe voll gewachsen. Herr Unteroffizier Tichauer-Beuthen, der über einen schönen und kräftigen Bariton verfügt, erkreute die Bühne durch verschiedene Gesänge. Frau Dr. Stenzel brachte zwei soziale Gedichte recht ausdrucksvoll zum Vortrag.

Als Gäste waren u. a. anwesend der Herr Geheimregerungs-rat und Professor für Staatswissenschaften Max Sering-Berlin und Herr Zwiédneck von Südenhorst, Professor der Staatswissenschaften an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, der längere Zeit in Lodz zu bleiben gedenkt.

Herr Major v. Blöy hat sich um das gute Gelingen der Deutschen Abende besonders verdient gemacht. Es ist beabsichtigt, bei der nächsten Zusammenkunft am Dienstag durch eine andere Tischordnung Raum für eine Promenade zu schaffen.

Von der Arbeit der „Deutschen Selbsthilfe“.

Das Interesse für den neugegründeten Einkaufs- und Verbrauchsverein „Deutsche Selbsthilfe“ ist ständig im Wachsen begriffen. Die Mitgliederinschreibungen nehmen einen guten Fortgang. Allein in einer Anmeldestelle haben bis zum Sonnabend gegen 150 Mitglieder ihre Anteilsummen entrichtet, viele Mitglieder haben auch mehrere Anteile gelöst. Der Vorstand des Vereins ist eifrig am Werk, den Mitgliedern sobald wie möglich die Vorteile eines billigeren Einkaufs der von Spekulanten und Wucherern am meisten überbeuerten Bedarfsartikel zu bieten. Er hat eine Eingabe an die Behörde um Gewährung der Einfuhr von beschlagnahmten Waren für die Mitglieder des Vereins gerichtet. In der Eingabe ist u. a. gesagt, aus den Erwägungen heraus, daß die Versorgung der Bevölkerung unserer Stadt immer größere Schwierigkeiten bereitet, ein Teil der wichtigsten Nahrungsmittel und Bedarfsartikel beschlagnahmt, der andere Teil aber durch das ausgebreitete Spekulantentum so im Preise gestiegen sei, daß manche Lebensmittel jetzt mehr als das Doppelte des früheren Preises kosten, habe sich ein deutscher Einkaufs- und Verbrauchsverein gebildet, der sich zur Aufgabe gemacht hat, dem wucherischen Ausbeutertum entgegenzutreten und die deutsche Bevölkerung von Lohz, die sich dem Verein anschließt, mit billigen Lebensmitteln zu versehen. Der Verein rechne mit ungefähr 2000 Mitgliedern, unter denen sich rund 1000 Mitglieder der Christlichen Gewerkschaft befinden, die als gegenwärtig schlecht verdienende Arbeiter unter der Teuerung besonders zu leiden haben. In erster Linie wolle der Verein seine Mitglieder und ihre Familien mit Speisefarstoffen für den Winter, mit Zucker, Salz, Petroleum und Kohle versehen. Da jedoch die Beschaffung all dieser Artikel nur durch die Vermittlung des Kaiserlich Deutschen Polizeipräsidentiums erfolgen kann, bittet der Verein um Ausstellung einer Bescheinigung, die ihn ermächtigt, in den dem Kaiserlich Deutschen Polizeipräsidentium unterstellten Kreisen aufzukaufen. Dann wird in der Eingabe noch darauf hingewiesen, daß, wenn der Verein die erforderlichen Lebensmittel für seine Mitglieder durch die Verpflegungsdeputation beim Magistrat beziehen müßte, dieselben dadurch verteuert würden, da diese Deputation bei der Abgabe von Produkten natürlich ihre Geschäftskosten mit in Betracht ziehen müsse. Der Verein gibt in der Eingabe dann die Versicherung ab, daß es ihm ernst sei, die ihm angehörenden Mitglieder in einer jeden Mißbrauch ausschließenden Weise mit Lebensmitteln zu versehen.

Wenn die noch vorhandenen Schwierigkeiten glücklich überwunden werden, besteht Aussicht, daß die Mitglieder bereits in aller-nächster Zeit Waren aus dem Verein beziehen können. Alles Nähere wird rechtzeitig bekannt gemacht.

Weitere Anmeldungen werden bei folgenden Herren entgegen-genommen: E. Weber, Andreasstraße 8, A. Eichler, Evangelicalstraße 5, G. Delsner, Neue Promenade 41, Robert Schwarz, Poludniowastraße 49, E. v. Ludwig, Apotheker, Alter Ring 9, ferner in der Handelsbank in Lodz, dort aber nur für Beiträge von 50 Mark. Die Anteilsummen betragen 10 Mark oder 6 Rubel für den Anteil, außerdem sind 50 Pfennig für Druckfachen zu erlegen. Ratenzahlungen für die minderbemittelten Mitglieder sind zulässig.

Und wieder der Kohlenverkauf!

Dreizehn statt Kohle.

Die Klagen über die Art des Kohlenverkaufs durch das Kohlenkonfortium nehmen kein Ende. Diesmal sind es zwei Fabrikanten vor uns gemachte Auslagen, die bekräftigen, daß alles, was in den Aufsätzen eines Einsenders in den Nummern 12 und 15 unseres Blattes angegeben ist, auf Tatsache beruht, daß aber außerdem auch der Verkehr mancher Angestellten des Kohlenkonfortiums mit vielen Kohlenbesitzern so ist wie er nicht sein darf.

Darüber erzählten die Herren folgendes: Zu den Mißlichkeiten trägt augenblicklich vielleicht die geringe Kohlenzufuhr bei, mehr als sie aber die Parteilichkeit verschiedener Angestellten. Beispiele:

Der deutsche Fabrikbesitzer K—g erhielt am Donnerstag vor acht Tagen einen Zettel für einen Wagen Kohle, auf den er bis 12 Uhr mittags gewartet hatte. Den Zettel übergab er seinem Fuhrmann zur Kohlenentnahme und Aufsicht. Der Fuhrmann aber erhielt keine Kohle. Auf eine Beschwerde, die der Fabrikant K—g am nächsten Tage an einen Angestellten richtete, sagte derselbe, daß, wenn andere Firmen zwei Wagen, also 50 Korbe erhielten, der Vorrat freilich nicht ausreichen könnte. Am Sonnabend kam der Fuhrmann und sagte dem Fabrikbesitzer K—g, er müsse selber gehen, er (der Fuhrmann) könne keine Kohle erhalten, man hätte ihn vom Platz verwiesen. So begab sich der Fabrikbesitzer K—g selber auf den Kohlenplatz. Er wandte sich erst an den Beamten W., wurde von ihm unhöflich abgewiesen und richtete daraufhin eine Beschwerde an den Leiter des Kohlenverkaufs Herrn Sch. Er hielt ihm vor, daß ihm doch der Zettel ausgestellt worden sei und er infolgedessen berechtigt sei, Kohle zu empfangen. Der Fuhrmann habe vergebens gewartet. Herr Sch. schalt den Fuhrmann einen Lügner, obwohl der Zettel in der Hand des Fabrikbesitzers Beweismittel dafür war, daß der Fuhrmann tatsächlich keine Kohlen erhalten hatte. Auf die Aeußerung des Fabrikanten K—g, daß er den Fuhrmann holen werde, und auf eine harmlose Mißfalläußerung hin, wurde der Leiter der Kohlenaussgabe zornig und ließ den Fabrikanten durch einen Arbeiter vom Kohlenplatz stoßen. Der betreffende Fabrikant hat, wie andere vor ihm, eine Beschwerde an die zuständige Stelle gerichtet.

Einem jüdischen Fabrikbesitzer Herrn A—b widerfuhr folgendes: Er hatte einen Zettel für eine Fuhr Kohle von dem gleichen Transport erhalten. Auch sein Fuhrmann erhielt keine Kohle. Die Fuhrleute stehen oft von morgens fünf Uhr bis mittags und müssen dann unerschütterter Sache abziehen. Eine natürliche Folge davon ist, daß die Fuhrkosten unerschwinglich hoch werden. Am Freitag stand der betreffende Fabrikant selber von früh fünf Uhr bis gegen elf Uhr auf dem Kohlenplatz und wartete auf die Ausgabe der zugehörigen Kohle. Er sah, wie andere, die erst nach ihm Anrecht auf Kohle hatten, vorge lassen wurden und Kohle erhielten. Er bat vergebens einen Angestellten um Kohle. Darauf wandte er sich mit einer Beschwerde an den Platzleiter, Herrn Sch. Der vorhin schon genannte Angestellte W. kam hinzu und verlegte dem Fabrikanten in Anwesenheit vieler Personen eine Ohrfeige. . . Eine Klage, die der Geschlagene einreichen wird, kann wegen Ueberlastung des Friedensgerichts erst am 30. Oktober abgegeben werden.

Die beiden und auch andere Herren bekräftigen, daß solche Fälle nicht ganz vereinzelt sind. So seien kürzlich auch zwei junge Leute größerer Firmen geprügelt worden.

Das Konfortium, das nach allem, was man bisher annehmen kann, Interesse daran zu haben scheint, daß der einträgliche Kohlenverkauf in seinen Händen bleibt, sollte seine Angestellten dahin unter-

richten, daß solche die Deffentlichkeit mit Recht erregende Ausfälle unterbleiben. Wir hoffen, daß diese Zeilen dazu beitragen, Wandel zu schaffen.

Kleine Notizen.

— Herr J. Kamisch, der Mitglied der Armendeputa-tion war, hat aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niedergelegt.

— Am heutigen Sonntag nachmittag vier Uhr findet auf Ver-anlassung des Garnisonpfarrers Lic. Althaus in der Johanneskirche ein Kirchenkonzert statt. Die musikalische Leitung ist dem Oberorganisten Rige aus Breslau übertragen worden, der Orgelstücke von Bach und Regen zum Vortrag bringen wird. Von hiesigen Kräften wirken mit Frau Delsner und Herr Delhen. Außerdem werden sich noch zwei Feldtraine, Unteroffizier Tichauer und der Hoboist Max Otto (Violine) vom Bataillon Diebenhofen beteiligen. Zum Eintritt berechtigt der Erlös eines Programms zu 10 Pfennig.

Deutsches Theater.

Das fröhliche Spiel (so nennen es die Verfasser) „Als ich noch im Flügelkleide.“ ist dreimal über die Bretter unseres Deutschen Theaters gegangen; immer war das Haus gefüllt. Aber, Herr Theaterdirektor, bitte schreiben Sie diesen Erfolg nicht der Anziehungskraft des Rehm-Freihofeschen Erzeugnisses zu, sondern dem Theaterhunger, der die deutsche Einwohnerschaft unserer Stadt über ein Jahr lang gequält hat.

Wir lächeln zwar (wozu wir im Eröffnungsprolog ja aufgefor-dert wurden), aber wir hätten wohl auch bei den grotesken Sprün-gen eines Zirkusangulits gelacht. Wir waren zufrieden, aber wir wären es mehr gewesen, wenn auf dem Nachhauseweg der Rhythmus einer schönen Sprache, die Bilder eines erhebenden Schauspiels oder einer sinnigen Komödie uns begleitet hätten.

Das fröhliche Spiel hinterläßt keine Wirkung. Nur hin und wieder fällt einem ein, daß man irgendwo im Leben einer über-ängstlich sittenstrengen, altkünglerlich lebensfremden, in Grundfragen erstarrten Solde Gutmier begegnet ist. Also ist wenigstens diese Gestalt gut gezeichnet. Oder war es das offensichtlich künstlerische Mar-garete Hagens, die sie uns vor den anderen Figuren lebendig machte? Eines ist sicher: Auf ihrem Können basierte der ganze Erfolg des fröhlichen Spiels. Sie ist auch die Einzige, über deren Fähigkeit bisher ein bejahendes Urteil abgegeben werden kann. Lotte Dien er als edige Jungfer, Ella Wertens als übermütiges Pensionmädel, Ludwig Göh als Student und fröhlicher Draufgänger, Bernhard Rosen als allwissender Faktotum der „Athenania“ taten sich hervor; Lotte Dien er durch unbedingte Uebertreibung, aber mit köstlichem Heiterkeitserfolg. Die In-szenierung war gut, die Regie straff; die Puppen im Töchterpen-sionat und die Studenten bewegten sich wie am Schnürchen gezogen; die von den Verfassern angestrebten Effekte, von deren vollendeter Herausarbeitung viel abhängt, kamen voll zur Geltung. Etwas sinnförend war, daß rechts vor dem reifen Früchte tragenden Apfelbaum eine blühende Kastanie ihre Äste ausstreckte, aber das war sicher ein Naturwunder des schönen Herbstes, der die jungen Deutschen der Athenania und des Töchterpensionats der Solde Gutmier sogar zur Massenverlobung verleitete.

Die Theatergemeinde jubelte den Darstellern zu; man ist in Wahrheit herzlich froh, wieder ein deutsches Theater besuchen zu können, quittiert dankend das Empfangene und erwartet das Bessere.

Wir wollen annehmen, daß es nicht Höflichkeit ist, was die deutsche Literaturwelt einschließend der Kritiker veranlaßt, das jahrzehntelang angezeufelte und umfrittene Künstlerium Mar-galbes zur Zeit seines fünfzigsten Geburtstages anzuerkennen. Margalbes „Jugend“ hätten wir jedenfalls schon lange ein-mütig als gute Gabe hinnehmen dürfen. Das fällt so recht auf, wenn wir die lange Dramenreihe der Modernen und Allermodernsten überschauen, vor ihr kann Margalbes „Jugend“ in Ehren bestehen und zwar sowohl was die Wahl des Stoffes wie seine künstlerische Gestaltung betrifft. Der Naturalismus, der in der Sturm- und Drangperiode der neunziger Jahre geboren wurde, im Laufe der Zeit aber seine Unebenheiten abgestreift hat, ist immer noch sym-pathischer als die moderne Kunsterei.

Die Personen des Dramas sind Menschen wie sie wirklich existie-ren, es ist wenig Verbrämung und Pathos nötig, um sie zu veranschaulichen. Die Dichtung besteht einzig darin, eben diese Menschen nebeneinander und gegeneinander zu stellen, bis das Leben selber das Drama fügt. Die Lebensstreu Zeichnung der Personen, das Festhalten von Stimmungen ist das Verdienst des Künstlers Margalbes. Der Asket und gläubenseifrige Kaplan, der von lebens-fremder Grausamkeit gegen sich und anderer ist und der lebens-hungrige Student, in dem alles noch Brandung und Unklarheit ist, das junge von dem fanatischen Eifer des Kaplans bedrohte Mädchen, das im Kloster den Fehltritt seiner Mutter büßen soll und nun vor dem Studenten in blinder Seligkeit zum Weibe aufblüht, sind liebe-voll gezeichnete Gestalten.

Natürlich darf diesen Personen auch auf der Bühne nicht viel Theatralisches anhaften. Wir können mit der Aufführung in unserem Deutschen Theater zufrieden sein. Käthe Sande n, die Nichte des alten Pfarrers mit dem jungen goldenen Herzen, war ein richtiges Mädchen. Die Unfertigkeit ihres Wesens, ihre kindliche Liebe, die unter dem Feuerkuß des Geliebten schnell zur Beklemmung hervor-rufenden Leidenschaft wird und später die Fassungslosigkeit im Ver-zweiflungschmerz gab sie gut wieder. Der Kaplan Walter Han-se r bildete den rechten Gegensatz zu ihr. Seine asketische Willenskraft wirkte ziemlich überzeugend. Man bedenke, keine Rolle ist so ge-fällig wie seine, eine Kleinigkeit zu viel und das Extrem der Lebenslustverneinenden Starrheit wird zum Grotesk-Lächerlichen. Ludwig Göh, der den Studenten leidlich natürlich vor uns hin-stellte, verlagte an manchen Stellen, besonders der Tränenstrom Annahens rih ihn mitleidslos fort. Erich Bruh, der alte Pfarrer, der sich Sinn und Verständnis für menschliche Sehnsucht und mensch-liche Verirrungen bewahrt hat, leistete sein bestes erst im dritten Akt. Bernhard Rosen hatte die undankbare Aufgabe, den halb-bilden Stiefbruder Annahens erträglich darzustellen. Seine Maske war erschreckend bizarr, sein Spiel gut. Die Aufführung hat den Beweis gebracht, daß unser deutsches Theater genügend Kräfte für das moderne Schauspiel hat. Das Lodzer Theaterpublikum sollte sich darauf einrichten, die Tatsache zu würdigen, es sollte sich mit dem Gedanken vertraut machen, anstelle des in früheren Jahren über-reichlich gebotenen Operetten- und Lustspielkaffees ernste Kunst ver-suchen zu lernen, es bedarf dazu vielleicht nur der Erkenntnis, daß ihr ein erzieherischer Wert und eine tiefe Lebensbereicherung innewohnt.

Nebenverdienst

für Jedermann. — Musikst. erteilt Fietz & Walter, Leipzig 3/162.